





**SIHLTAL**

**STOP**

**OVER**

Meine Begeisterung zum Thema Sihltal hielt sich im Gegensatz zu der meiner Redaktionskollegen in Grenzen. Zwar machten mich ihre Behauptungen vom «Twin Peaks der Schweiz» ein wenig neugierig, doch nach kurzer, nicht sehr vielversprechender Recherche beschloss ich, skeptisch zu bleiben. Eine literarische Ausgabe sollte es werden, skurill wie das Sihltal, ein wenig fürchtig vielleicht sogar. Ich lehnte mich zurück und wartete auf Waldgedichte.

Was stattdessen kam, ist erstaunlich: Beim Lesen der Texte tat sich das Sihltal auf. Die Reportagen, Berichte, Geschichten kreisen um Orte, die für Unkundige so gar nichts Magisches anhaften haben: Langnau, Leimbach, Gattikon, Sihlbrugg. Dem Lesenden aber setzt sich nun im Kopf Stück für Stück die Landkarte des Sihltals zusammen – die mehr oder weniger sachlich beschriebenen Schauplätze mischen sich mit fantastischer Fiktion, sodass man bald nicht mehr weiss, was real ist und was der Imagination der Autoren entsprungen, und ob diese damit der Öde des Ortes getrotzt haben, oder ob es doch umgekehrt der Bärlauchgeruch und die rauschenden Bäume waren, die den Schreibenden die Geschichten in die Köpfe geweht haben.

In Judith Kellers Bericht wandern wir von Langnau-Gattikon nach Sihlbrugg, noch darauf eingestellt, dass wahrscheinlich nichts passieren wird, dass das Sihltal als Ausgangspunkt für spannende Geschichten so übertrieben und nutzlos ist wie die Gefahrenschilder entlang der Sihl. Spätestens jedoch, wenn wir mit Keller zurückkehren, diesmal im Bus, der fast gar nie fährt, und das geschichts-trächtige Cabaret Waldhüsli endlich finden, schleichen wir mit klopfendem Herzen darum herum und spüren, dass bald etwas passieren könnte. Pablo Haller ist da weniger zaghaft und poltert ohne grosse Umschweife in das «Titty Twister» hinein, um uns in einem Rausch gefangen zu nehmen, der durchaus David Lynch-artig ist. Patric Marinos



Kurz habe ich das Gefühl, da schon einmal gestanden zu sein. Neben einem Haufen gefällter Bäume, an einem kalten Sonntagnachmittag, lange auf einen Zug wartend. Aber das muss Biberbrugg gewesen sein.

Ich weiss nicht, wo Sihlbrugg liegt. Und ich weiss nicht, wo das Cabaret Waldhüsli steht. Nein, ich habe es nie gesehen, als ich mit dem Zug an Sihlbrugg vorbeifuhr. Aber etwas in der Stimme von denen, die es gesehen haben und mir davon erzählen, macht, dass ich es unbedingt sehen möchte, wie es da steht, auf seine rosarote Farbe zurückgeworfen, eingeklemmt zwischen einer einsamen Hauptstrasse, dem ewig rauschenden Wald, dem verlassenen Bahnhof und der Sihl. Heute ist der Augenblick gekommen, da ich es wirklich sehen will: das Cabaret Waldhüsli in seinem grauen Rosarot unter den schwermütigen Laubbäumen neben dem schmalen Bergbach, dem das Wissen, es sei vom selben Architekten gebaut worden, der auch das Grand Hotel Dolder erbaut habe, eigenartig schwer und sinnlos anhängt.

Ich lese in alten Zeitungsartikeln, das Waldhaus sei 1898 von Jaques Gros erbaut worden, der auch das Grand Hotel Dolder gebaut hat. Die damalige Wirtschaft Waldhaus sei in ihrer Blütezeit von 1944 – 1976 von illustren Gästen aus der ganzen Welt besucht worden, ab den 60er Jahren sei sie ein Gourmetrestaurant gewesen und später dann, Ende der 90er Jahre ein Rotlicht-Etablissement mit Bordell, das im Februar 2011 schliessen musste.

Ich höre, ein Mann sei vor zwei Jahren vor dem Waldhüsli gestanden, es habe gewittert, Blitz und Donner hätten in der Luft sich entladen und schwerer Regen sei mit solcher Wucht herniedergeprasselt, dass er von unten wieder hochsprang. Der berühmte Sihltalwind hätte jeden einzelnen Baum zerwühlt und den Wald als Ganzes in ein einziges Wogen verwandelt, die aufgewühlte Sihl hätte gerauscht wie nie und aus dem verlassenen Cabaret Waldhüsli seien Akkorde von einer E-Gitarre in den Regen gedrungen, Schlagzeug und Bass.

Damals, steht in der Zeitung, hätten im Waldhüsli Randständige gehaust.

Inzwischen sei es renoviert worden und wiedereröffnet unter dem Namen Kit-Cat, ein Night Club mit Cabaret. Der Kit-Cat Club sei ein Gentlemen Club, ein Cabaret auf hohem Niveau, laut Sprecher der neuen Betreiberfirma. Frauen aus Osteuropa arbeiten dort als Tänzerinnen, sie übernachten in der oberen Etage des Hauses und verdienen 4300 Franken, von denen ihnen 1900 Franken für Kost und Logis abgezogen werden. Vor allem Gäste aus Zürich, Zug und Pfäffikon SZ würden dort erwartet.

Und vor allem werden Gäste mit Auto erwartet. Denn es fährt kein Zug mehr nach Sihlbrugg. Als Entschädigung stehen auf dem Perron der Sihltalbahn Marmor-tische für die Ellenbogen der Wartenden bereit. Ich fahre mit der S4 bis zur Endstation Langnau-Gattikon. Das Wetter ist gut, hell und windig. Ich trage keine Wanderschuhe, aber einen Rucksack mit Notizheft, Fotoapparat, einer Plastikdose voll Spaghetti, einer Thermosflasche mit Tee. Utensilien, mit denen ich mich schäme, dem Waldhüsli unter die Augen zu treten. Doch das Wetter ist schön und es windet verheissungsvoll.

Ich wandere von Langnau-Gattikon nach Sihlbrugg, zunächst an der Julian Staub Abbruch AG vorbei, am Zentrum für Taubblinde, am Coiffeur und Nailstudio Lina. Vogelgeräusche sind zu hören, das Rauschen eines Baches,

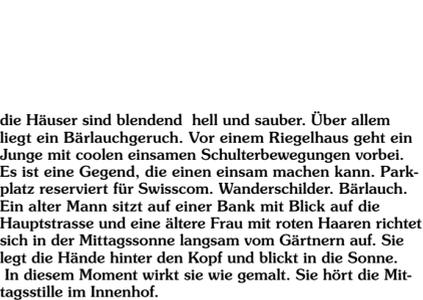
sizilianischer Orangenzaubergarten in Leimbach kann uns daraufhin nicht auf sicheren Boden zurückholen, vielmehr scheint die Szene einem feibrigen Hungertraum gleich, den Hallers zugeröhnter Protagonist im Waldhüsli angekettet halluziniert.

Von den Folgen, die unzüchtiges Treiben im Sihltal schon zu Ritterzeiten nach sich zog, lesen wir bei Esther Becker, und von jenen, die geschehen, wenn heilige Prinzessen träumen. Ausgeschlafen und nur noch wenig verkatert trotten wir dann Donat Blum hinterher, der sich im Restaurant Bahnhof in Langnau dreist an den Stammtisch setzt und den einsilbigen Alteingesessenen Geschichten aus der Nase zieht. Adrian Schräder wagt sich gar noch weiter: Er verbringt eine Nacht im Motel in Sihlbrugg, das sich alles andere als gastfreundlich gibt. Zuletzt erinnert sich Stella Giger an die Ausflüge in den Sihlwald in ihrer Primarschulzeit: Trauriger Proviant und durchnässte Regenjacken, die Waldtiere ausgestopft oder nur für den kundigen Spurenleser sichtbar. So teilen wir schliesslich, fast wie von einer langen Wanderung erschöpft, ihre Freude, wenn wir «den Sihlwald endlich hinter uns» lassen.

Später betrachten wir vielleicht noch einmal die Bilder, die Noha Mokhtar und Gregor Huber auf ihrer Reise durchs Sihltal gemacht haben, und es kommen bloss Erinnerungen hoch: Werni am Stammtisch, der Unfall, der einen ins Waldhüsli gebracht hat, die böse Moteldame... Seltam verwirrende Déjà-vus; wir waren doch gar nicht dort, wir haben doch nur gelesen.



Es ist ein Fest in einem Wald
Es gibt mit Stoff behangne Bühnen
ganze Wände voll Hühner am Stiel
Der Zirkusdirektor hebt mich hoch
in die Badewanne
Er sagt
Jetzt wird gespielt.



die Häuser sind blendend hell und sauber. Über allem liegt ein Bärlauchgeruch. Vor einem Riegelhaus geht ein Junge mit coolen einsamen Schulterbewegungen vorbei. Es ist eine Gegend, die einen einsam machen kann. Parkplatz reserviert für Swisscom. Wanderschilder. Bärlauch. Ein alter Mann sitzt auf einer Bank mit Blick auf die Hauptstrasse und eine ältere Frau mit roten Haaren richtet sich in der Mittagssonne langsam vom Gärtnern auf. Sie legt die Hände hinter den Kopf und blickt in die Sonne.

In diesem Moment wirkt sie wie gemalt. Sie hört die Mittagstille im Innenhof.

Ich gehe den Wanderweg entlang. Helle, bewegte Bäume, steile Bärlauchhänge, ein geführter Bach, Betonmoos, eine Wasserfalltreppe, durch die hohen Bäume blitzen moderne Einfamilienhäuser. Und plötzlich taucht es vor mir auf: Das Schild aller Schilder. Ist es das Urschild? Darauf steht: Zu den Wegweisern. Und wirklich, zehn Meter später stehen sie da, die Wegweiser. Nach Sihlbrugg 2 Stunden und 15 Minuten.

Ein grosser Vogel schwingt über mir und zwei glänzende Kräne schwingen lautlos hin und her, bauen ein schneeweisses Einfamilienhaus in die funkelnde Wiese, vor die Baumzacken, den zusammengebauchten Wald, die gesetzten Baumkugeln, ins Brummen des Rasenmähers hinein. Weit und breit kein Übermut. Schnelle Schatten gleiten über die Wiese. Weit über ihnen fliegen Krähen. Überall ein fein gestricktes Vogelgeläut. Ausblasbare Blumen. Die Kühe und ihr Glanz, ihr Verteilnetz auf der Wiese in stillen Gruppen, ihre Wärme, das Fächeln der Ohren. Ein Bauernhof, aus dem ein rhythmisches helles Tiergeräusch dringt und langsam verstummt.

Ich komme zu einem Schild: «Einzigartige Kombination von Wildnis, Wald und Tieren. Tauchen Sie in die Wildnis ein!» Brummende Biker, kopschüttelnde Pflanzen, Bäume, Schluchten, Moos, meine ungeeigneten Schuhe. Während ich durch den Wald gehe, kommt mir folgende Szene in den Sinn, von der mir eine Freundin erzählt hat.

Ein Sohn, der mit seiner Freundin am Sonntag eine Velotour durch den Sihlwald unternimmt, begegnet mitten im Wald seiner Mutter, die mit einer leicht abwesenden Freundin da spaziert. Die Mutter winkt den Sohn zu sich heran, ohne ihn zu rufen. Sie grüsst ihn nicht, sondern streckt nur ihre Hand flach aus und sagt: Du schuldest mir Geld. Der Sohn steigt sofort wieder auf sein Fahrrad und fährt mit grosser Geschwindigkeit davon.

Die Wegweiser führen mich zu Sihlbrugg Dorf, wo das Symbol eines Zuges vermerkt ist. Als ich da ankomme, ist weit und breit kein Bahnhof, kein Cabaret, kein Waldhüsli, nur ein metallener Gasthof Löwen, auf dessen Dach ein aus Metallstangen zusammengeschwungener goldsilbriger Löwe thront. Autoglaspaläste, ein riesiger Kreisel als Zentrum. Ich frage im Löwen erschöpft und etwas verzweifelt, wo denn hier der Bahnhof sei. Der Bärlauchgeruch hängt mir ums Haar, niemand weiss, wie ich von hier zum Bahnhof kommen könnte. Die Kellnerin sagt, der Bahnhof sei im Caco ussä, das ist alles, was sie darüber weiss. Sie ruft den Restaurantleiter, der mir sagt, man könne eine Stunde der Sihl entlang laufen, dann käme man zum Bahnhof, was er mir aber nicht empfehle, ich solle besser mit dem einzigen hier verkehrenden Bus nach Baar fahren und von dort nach Zürich.

Der Ort Baar ist mir schon lange nicht mehr in den Sinn gekommen. Nie hätte ich erwartet, nach einer Wanderung nach Sihlbrugg in Baar zu landen. Aber weil ich

am Abend arbeiten muss, bleibt mir nichts anderes übrig. Ich fahre nach Baar. Wo ist das Cabaret Waldhüsli? Müde komme ich lächerlich wenig später in Zürich an.

Tage vergehen. Das Waldhüsli lässt mir keine Ruhe. Doch alles scheint mich davon fern halten zu wollen. Zum Beispiel eine plötzlich aufkommende Erkältung. Heute, eine Woche später, versuche ich es ein zweites Mal. Ich trage Turnschuhe und im Rucksack Schuhe für die Arbeit am Abend, eine Thermosflasche, einen eingewickelten Regenschirm, zwei angebrochene Päckchen Taschentücher, Bonbons, ein Fotoapparat, Zeitungen. Das Wetter ist grau und windig und meine Nase läuft. Heute will ich mit dem Zug nach Sihlwald fahren und von da aus mit dem Bus 135 nach Sihlbrugg. Die Sihltalbahn auf Gleis 22/23 fährt schon wieder in die andere Richtung los, als ich erwarte. Ich hänge meinen Mantel auf und bekomme einen elektrischen Schlag. Alles will mich von dieser Wanderung abhalten. In Oberleimbach eine grosse Werbung: Glück ist ein Kägi. Ich aber fahre nach Sihlbrugg zum Kit-Cat.

Einmal pro Stunde fährt ein Zug von Langnau-Gattikon die eine Station weiter nach Sihlwald. Und von da aus erst fährt der Bus nach Sihlbrugg. Ich warte 45 Minuten in Langnau-Gattikon. Ein kühler Wind bläst, Kirchenglocken, Bäume, Menschen aus aller Welt am Bahnhof, alle sehr still und anständig und seltsam vereinnahmt von diesem Ort. Weisses Licht, langsam geschobene Wolken. Littering clean-up-day. Mallorca, Kulturferien, am Bahnschalter erhältlich. Cashewkerne im Kopfsteinpflaster. Die rote S4 kommt, aber Richtung Hauptbahnhof. Ein stiller Mann zieht einer stillen Frau mit einer kleinen Bewegung der unteren Spitze seines Regenschirmes, wo noch ein Platz frei ist im vollständig leeren Zug.

Hinter der Sicherheitslinie warten. Ist Langnau Gattikon die Sicherheitslinie zu Sihlwald? Sihlbrugg? Einmal pro Stunde wird sie unter Aufsicht aufgehoben? Immer mehr steigt in mir ein Gefühl der Solidarität auf mit Sihlwald und Sihlbrugg, um die man sich so sehr bemühen muss. Ich gebe mir heute viel Mühe. Eine Frau, die sich viel Mühe gibt, wartet mit roter Nase am Bahnhof von Langnau-Gattikon. Sie betrachtet die stabilen gusseisernen Abfall-eimer, die den Zürcher Polizisten in Gesichtsausdruck und Körperhaltung aufs Haar gleichen.

Ein Mann betritt das leere Perron. Er hält vor einem orangefarbenen Entwerter. Er schiebt eine Mehrfahrtenkarte in die Maschine und stempelt sie vollständig ab. Kurze, schöne Geräusche erklingen. Dann holt er eine zweite Abstempelkarte aus dem Overall und stempelt sie vollständig ab. Eine dritte folgt. Der Mann macht ein unauffälliges Gesicht. Er hört dem Entwerter genau zu. Bald kommt der ersehnte Augenblick und die S4 fährt eine Station weiter in die andere Richtung, nach Sihlwald. Ich habe so lange gewartet, dass ich ganz aufgeregt bin. Die Strecke dauert drei Minuten. Es kommen die Mitfahrer nach Sihlwald! Wieviele sind es? Bei unauffälligem Vorbeugen sehe ich: eine ältere Frau mit Stock. Der Zug kommt! Fünf Leute steigen ein. Strecke geniessen: Wald, Wald, Sihl, Sihl, Tunnel.

Ich steige am sehr leeren Bahnhof von Sihlwald aus. Sofort sind alle anderen Mitfahrer verschwunden, ohne dass ich sie weggehen sah. Nur ein riesiger Kieshaufen ist da und ein paar schweigende Bauarbeiter in orangefarbenen Overalls. Der Bus 135 müsste hier fahren. Gestern auf jeden Fall, als ich im Internet nachgeschaut habe, stand, dass er es jede Stunde einmal tut. Aber ich habe es schon fast im Gefühl, dass er nicht kommen wird. Lange stehe ich vor dem Busfahrtafel, spüre, dass der Bus nicht kommt, verstehe aber nicht, warum. Innerlich will ich, dass er nicht kommt, es würde besser passen. Aber wenn er kommt, müsste ich einsteigen. Bis ich schliesslich sehe, dass der Bus nur am Wochenende fährt.

Also zu Fuss und wieder durch den Bärlauchgeruch, Waldgeruch, Windgeruch, den Geruch von zerwühlten Laubbäumen, die sich wie Unterwasserpflanzen leicht verzögert nach dem Wind bewegen. Geruch nach nicht kommenden Bussen, nach Wanderschil dern und einzelnen Spaziergängern mit Hunden. Dann fällt mir die Schönheit der gelben Wegweiser auf: Ein tanzendes Pferd, ein schwungvoller Wanderer. Beide wollen sie nach Sihlbrugg, wie ich. Es ist leicht, sich mit beiden zu identifizieren, aber an die Leichtigkeit des Pferdes kommt der Wanderer nicht heran. Ich entscheide, als Pferd nach Sihlbrugg zu wandern. Zunächst die Tablettenstrasse verstumt.

Auf dem Weg werde ich vor vielen Gefahren gewarnt. Oft wiederholt sich folgendes Schild: Aus einem sanftthügeligen Wasser erhebt sich plötzlich ein wurmartiger Kopf und richtet sich gegen einen Mann, als ob er ihn essen wolle. Darunter steht: «Es ist gefährlich, sich im Flussbett aufzuhalten! Die Wasserkraftanlagen können jederzeit ein plötzliches Hochwasser verursachen; auch bei schönem Wetter!» Diese Nachricht ist auf Französisch, Italienisch und Englisch übersetzt. Darunter steht die Rufnummer der Polizei. Die Sihl fliesst recht und glitzert in der Sonne. Darin schwimmen zwei Stadtenten. Sie lassen sich seitwärts zur Strömung treiben. Ein Fischreihler pflückt unsichtbare Fische aus der Luft.

Immer wieder werde ich vor einem Steinschlag gewarnt. Einzelne Felsbrocken springen auf den Tafeln eine Felswand hinunter auf die Strasse. Ich sehe keine Felsen, nur Bäume und den Sihlwaldcampingplatz, den ich jetzt durchquere. Ein paar Campingwagen stehen da, das kleine Restaurant ist schon zu. Und dann wieder ein Steinschlagwarnschild. Dieses Mal ist es acht Mal durchgeschossen. Ein Schuss hat den Steinbrocken mitten im Flug erwischt.

Dann komme ich zu einem Elektrizitätswerk, es ist umgeben von einem Maschendrahtzaun, an dem sechs Schilder angebracht sind: «Lebensgefahr! Nicht berühren.» Meine Spannung steigt. Ich weiss, dass ich bald da bin, und die Gefahren scheinen sich zu verdichten. Rechts über eine Brücke zeigt ein Wegweiser, auf dem Sihlbrugg steht. Aber ein Teil des Schildes ist von zwei breiten Plastikklebern überdeckt. Darunter ist noch lesbar: Station. Dies ist mein Ziel, man kann es noch so oft überleben. Nichts kann mich mehr verwirren. Waldhüsli, ich komme! Die Brücke führt zu einer Unterführung, und diese mündet vor

einer Hauptstrasse. Gegenüber der Hauptstrasse vereinen die gelben Wegweiser das Pferd, den Fahrradfahrer und den Wandermensch auf einen Weg. Ab hier gibt es nur noch die Hauptstrasse. Der Bahnhof ist bereits in Sicht. Er ist schäbig, aber mein Herz klopft. Starker Wind setzt ein.

In diesem Wind sehe ich es endlich, das Cabaret Waldhüsli, das Kit-Cat. Wie sieht es aus? Ich weiss es nicht. Gehemmt wandle ich darum herum. Ich habe das Gefühl, aus jedem Fenster beobachtet zu werden. Neben dem schlosschenartigen Haus fliesst ein steiler Bach und verschwindet im Boden, fliesst unter der Hauptstrasse in die Sihl. Drei riesige Fotografien von nackten Frauen sind etwas ungeschickt am Haus angebracht. Vor dem Eingang steht eine Holzkiste mit der Aufschrift Sansibar, ein anderes Schild über der Tür: Open. Etwa 15 akzeptierte Zahlungsmöglichkeiten sind darunter aufgelistet. Riesige Weinflaschen mit der Aufschrift Sansibar sind auf dem Terrassenmüerchen aufgereiht. Die Terrasse ist leer. Sommermöbel ohne Stoffbezüge stehen im Rauschen der Bäume. Schläuche kommen aus einem Steinmüerchen, am Ende der Terrasse steht eine leere Hollywoodschaukel, auf der ein zusammengeschnürtes Bündel liegt. Es ist eine Kinderschaukel aus Plastik; die Seile sind um den roten Sitz geschlungen. Daneben steht ein leerer Grill. Der Bach und die Bäume rauschen heftig. Wer sich hier unterhält, muss laut sprechen. Schreie werden nur dumpf gehört.

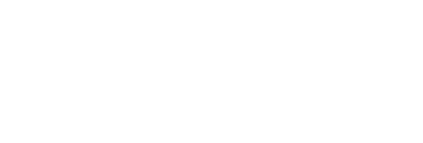
Im obersten Stock ist ein Fenster rot verdeckt. Ich nehme all meinen Mut zusammen und nähere mich dem Salon, von dem ich weiss, dass es darin eine Showbühne, eine Tanzstange und Chesterfield-Sitzmöbel geben soll. Vom Hauptraum aus habe man direkten Zugang zum Annexbau mit einem weiteren Clublokal mit Bar und Billardtisch. 70 Franken würde der Eintritt kosten. Ich nähere mich dem Fenster, doch je näher ich komme, desto mehr sehe ich mich in der spiegelnden Scheibe, sehe mein waldzerzaustes Haar, meine rote Nase und fühle mich eine halbe Portion, leicht zu beschatten, einfach zu beseitigen. Neben der Tür ein Schild: Bitte läuten. Auf der Veranda stehen drei Bikes. Ich getraue mich nicht, mich ihnen zu nähern. Hinter den Bikes ist ein Fenster gekippt, Vorhänge davor. Ich sehe niemanden – aber ich bin fast sicher, dass man mich sieht. Ich mache ein paar Fotos und schaue mir dabei selbst zu, von oben aus dem rot verhängten Fenster, sehe eine jener naiven Schnüfflerinnen, um die man in Filmen Angst hat.

Auf der anderen Seite des Hauses stehen ein kaputter Kühlschrank und eine kaputte Waschmaschine. Überall hängen von irgendwo her Kabel. Im verrosteten Briefkasten, dessen Klappe offen steht, liegt eine Postkarte. Es ist so einfach, die Postkarte darin zu lesen, dass es fast wie eine Falle erscheint. Ich lese schnell und aufgeregt:



Nun, da ich weiss, dass ich das Waldhüsli am Tag erreichen kann, muss ich es noch in der Nacht sehen. Wieder ist fast eine Woche vergangen. Das Kit-Cat ist täglich von 17 Uhr bis 5 Uhr geöffnet. Um halb acht Uhr abends fahre ich in Zürich mit dem Fahrrad los, suche die Sihl und folge ihr. Im Wald fahre ich an einer laut weinenden Frau vorbei, die ein blaues Auge hat. Sie spricht mit grossen Bewegungen, ein Mann geht neben ihr, fast ohne den Boden zu berühren. Auf einer einsamen Bank sitzt ein junges Paar. Die junge Frau sagt mit gespitzten Lippen und tiefer Stimme zu ihrem Freund: Hola Bonita! und fährt ihm gönnerhaft durchs Haar. Bei Adliswil kommen zwei Mädchen plötzlich aus einem Gestrüpp, hinter dem die Sihl fliesst. Sie tragen ihre I-Phones griffbereit und ein paar Bier. Ich fahre in die Dämmerung hinein. Je mehr ich mich Sihlbrugg nähere, desto dunkler wird es. Eine Frau mit Hund ruft mir zu: Achtung, es gib noch einen Zweiten! Die weisse Sihl rauscht und die Bäume werden immer dunkler. Meine Beine sind schon erschöpft, als ich den Campingplatz erreiche. Wieder ist das kleine Restaurant schon zu, aber durch ein Fenster sehe ich drei Menschen am Tisch sitzen. Es ist schon so dunkel, dass ich mir sehr wünsche, hier zu übernachten, hierher zurückzukehren, nachdem ich das Waldhüsli beschäftigt hätte. Ich klopfe leise gegen das Fenster und rufe. Vielleicht will ich auch nur ein Biberli kaufen, oder dass mich jemand sieht, aber die Menschen am Tisch hören mich nicht. Ich fahre weiter in den dunklen Wald hinein.

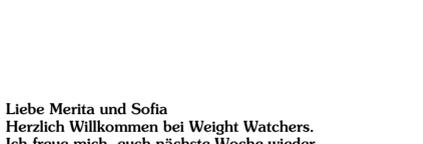
Ich sehe nicht mehr viel. Eine Fledermaus fliegt gegen meine Hand, mein Mantel weht und eine schwarze Katze sitzt bewegungslos auf dem Waldweg. Die Sihl rauscht und die Bäume bewegen sich immer mehr so, wie sie sich in der Nacht bewegen. Die Dunkelheit kommt von vielen Seiten auf mich zu. Ich gebe mich den Hebungen und Senkungen des Weges hin. Ich bin mir nicht sicher, ob ich je wieder aus dem Wald herausfinde, als ich wieder zur Brücke komme. Seltamerweise habe ich das Elektrizitätswerk nicht gesehen, das vor der Brücke stehen müsste. Ich sehe es auch jetzt nicht. Es ist verschwunden. Verschwinden die Elektrizitätswerke in der Nacht? Auf jeden Fall bin ich jetzt ganz nah. Ich höre schon die Hauptstrasse. Fast den ganzen Weg habe ich an das erleuchtete Cabaret Waldhüsli gedacht. Ich fahre über die Brücke. Wind kommt auf und es ist Nacht. Erschöpft und mit klopfendem Herzen fahre ich durch die Unterführung und überquere die Hauptstrasse, fahre am alten Bahnhof vorbei, und dann, als ob ich nicht die ganze Zeit diesem entscheidenden Augenblick entgegengefiebert hätte, schaffe ich es nicht, mein Fahrrad für einen Moment abzustellen, geschweige denn, mein Fahrrad in der plötzlichen Angst, die mich packt, zu wenden und zurück durch den Wald zu fahren. Ich folge einfach der Hauptstrasse und nur beim Vorbeifahren mustere ich das hell erleuchtete Waldhaus, das wie ein Tortenstück aus dem Wald ragt. Eine schwarze Limousine steht auf dem



Liebe Merita und Sofia
Herzlich Willkommen bei Weight Watchers.
Ich freue mich, euch nächste Woche wieder zu begrüßen und Fragen zu beantworten.
Liebe Grüsse Nadja.



Schnell weg!



Liebe Merita und Sofia
Herzlich Willkommen bei Weight Watchers.
Ich freue mich, euch nächste Woche wieder zu begrüßen und Fragen zu beantworten.
Liebe Grüsse Nadja.



Schnell weg!



Liebe Merita und Sofia
Herzlich Willkommen bei Weight Watchers.
Ich freue mich, euch nächste Woche wieder zu begrüßen und Fragen zu beantworten.
Liebe Grüsse Nadja.



Schnell weg!



Parkplatz, ein paar schnittige Sportwagen daneben und einige unscheinbare Autos. Im obersten Stock brennt kein Licht. Aber hinter einem Rollladen scheint warmes Licht und der Salon ist beleuchtet. Ein einzelner Scheinwerfer vor der Treppe leuchtet in langsamen Abständen rot auf, dann grün, dann blau. Doch das sehe ich nur noch aus den Augenwinkeln, denn mein Fahrrad hat sich verselbstständig. Es gibt nur den Wald, die Sihl, das Waldhaus im Rücken und die Hauptstrasse. Man beobachtet mich aus der verdunkelten Limousine, durch den Rolladen, aus dem Salon. Ich fahre weiter so schnell ich kann. Doch das ist nicht schnell. Noch nie habe ich eine so einsame Hauptstrasse gesehen. Ein dunkles Auto überholt mich scharf und hält hinter der nächsten Kurve an, der Wald ist gross und die Geräusche gehen darin unter, zwei Motorradfahrer nähern sich mir wie langsame Mücken. Auf den dunklen Hügeln stehen Kühe, ihre Glocken klingen und von ihren Körpern kommt ein dumpfes Licht. Die Motorradfahrer haben mich überholt und jetzt ist alles nur noch

Ein Foto von der Fahrt durch den Wald. Die roten Punkte markieren die Stellen, an denen ich mich umdrehte und die Geräusche der Natur hörte.

Last Exit Waldhüsl von Pablo Haller

Nun ja. Dieses betrunkene Fahren. Dieses betrunkene Fahren auf frisch verschnittenen Strassen. Und ich weiss nicht, was der Hugo, was der Hugo sich sonst noch so geschmissen hatte. Auf jeden Fall waren da eine Kurve und eine Böschung und der Hugo, der Hugo, der entschied sich für die Böschung. Bremste zwar noch, doch wir schlitterten rückwärts hinunter und wumms krachte der Arsch des Wagens in einen Baum, der ihn bis zum Rücksitz aufriss. Durchatmen, laaaaangsaam aussteigen. Strecken. Nix passiert. Es war Nacht und der Hugo hatte kein Handy und meines war gesperrt, weil ich seit Oktober keine Rechnungen mehr bezahlt hatte. Im Handschuhfach lag eine Flasche Bombay Gin, in meiner Manteltasche steckte eine allmählich leere Packung Zigaretten. Es war die Nacht von Sonn- auf Montag. Und mittlerweile war es zu kalt geworden, um weiter-zuschneiden.

Nun ja. Was wollten wir? Abhauen und den Wagen morgen als gestohlen melden. Oder so. Wir waren ziemlich von der Rolle. Stapften in der Mitte der Strasse unseren Gin schwenkend, rauchten die spärlichen Kippen auf und der Hugo, der Hugo sagte «Sorry» und ich «schon gut». Und wir stapften in der Mitte der Strasse mit unserem Gin, den spärlichen Kippen, über zwanzig Minuten und kein Auto fuhr vorbei. Kein Laster, kein Licht in der Ferne. Die Sihl gurgelte irgendwo links unten, die Nacht war so schwarz wie der Tod. Nur die Strasse, die Strasse mit ihrem feinen Schneefirn tat so, als könne sie uns irgendwohin führen. Zwei Hänsels allein im Wald. Und auf einmal eine feine Melodie, die sich durch die Dunkelheit wob, eine feine Melodie, begleitet von einem schummerigen Schein, der matt im Schnee ruhte.

Nun ja. Als ich das Chalet sah, dachte ich als erstes an «From Dusk till Dawn». «Das ‘Titty Twister», lachte ich. «Hugo, schau mal, Hugo. Das ‘Titty Twister». Zieh dir deinen Pfahl ausm Arsch und sei bereit». Das war entweder nicht gut angekommen oder unnötig, denn der Hugo hatte sich bereits im Dickicht verschanzt und schnitzte sich mit seinem Butterfly-Messer nen Stock zurecht, als möchte er Cervelats braten. Mit dieser weiss-rosafarbenen Fassade sah das Waldhüsl, ein ehemaligs Cabaret, aus wie das Zuckerbäckerhäuschen einer üblen Hexe. Ich versuchte mich abermals dem Hugo mitzuteilen, der meinte bloss: «Jaja und dann müssen wir unsere Schwänze durchs Gitter halten und der dickste wird abgehackt und gebraten.» Ich hatte keine Nerven für diesen Hänselgretelsplatterporno, der im Hugo drin abließ und überliess ihn sich und seinen Stöcken. Torkelte die Treppe rauf und machte mich an der Tür zu schaffen.

Nun ja. Es war wie in «Shining». Die Szene in der Bar mit den Geistern und so. Feierlich begrüsste mich eine dicke Rumänin: «Willgommen, Schazzelli!». Ostmädchen in Stiefeln und kurzen Kleidern. Ein Koch, zwei Kellner aus der goldenen Zeit zwischen den 1940ern und 1960ern, als das – damals noch ohne Diminutiv – «Waldhaus» eine respektable Fressbeiz war, die noble Gäste lockte. Hinter dem Tresen stand ein finsterer Geselle in weissem Anzug, vor einer David-Statue, vor zwei Eckspiegeln. «Was trinkst du?» - «Blut!». Kam nicht gut an. Ich fühlte hinten eine Hand an Kragen und Hosensbund, getraute mich nicht auf-zuschauen, in den Spiegel. Auf einmal weibelte die dicke Rumänin hinter dem Tresen, stellte mir ein Bier hin. «Hier. Und versuch nicht mehr lustig zu sein.» Ich rollte meinen Kopf, versuchte eine Verspannung im Hals loszuwerden. Alles knackste. Da fiel mein Blick an die Decke: Ein Plüschaffe ritt einen Ventilator, der träge kreiste wie ein Adler auf Valium.

Nun ja. Den Hugo, den Hugo, den vergass ich allmählich. Auch die Nacht und den Morgen, der allmählich hätte dämmern müssen. Wer weiss, vielleicht war er erfroren der Hugo und die Sonne gleich mit. «Flaue Nacht heut was?», «Keine Ahnung, bin zum ersten Mal hier. Haben nen Unfall gebaut, ein, zwei Kilometer von hier.» «Friedl» rief der Mittfünfziger mit Schnauz und Topffrisur aus und reichte mir die Hand. Fester Druck. «Und Friedl, was machst du hier?» Aus den Boxen Lady Gaga. «We are plastic

Ein Foto von der Fahrt durch den Wald. Die roten Punkte markieren die Stellen, an denen ich mich umdrehte und die Geräusche der Natur hörte.

Sihclity von Esther Becker

W. lädt U. ein, sein Auto zu fahren. (Subtext: So eines wird er, U., niemals besitzen). U. fährt unglaublich schlecht, Geisterfahrer, niemand sagt etwas. Ich sitze hinten und kriege die Krise. Er soll anhalten! Als der Wagen endlich steht, wir wieder zurück sind (waren immer im Kreis ums Sihclity gefahren), frage ich, warum ausser mir keiner etwas gesagt hat, oder Geräusche gemacht (Angst hatte). So will ich nicht sterben, sage ich, so nicht. Nicht an einem Montagnachmittag in einem so hässlichen Auto.

dunkel. Keine Autos, keine Motorradfahrer, keine Kühe, nur noch das Geräusch von Fröschen und der Wald. Irgendwann taucht aus dem Nichts wie Las Vegas das funkelnde Sihlbrugg-Dorf mit seiner Thats-Life-Löwenbar auf. Es gibt einen Bus nach Baar, aber er ist vor drei Minuten gefahren. Der nächste fährt in einer Stunde. Während ich überlege, was ich jetzt machen soll, kommt der Bus. Ich steige ein mit meinem Fahrrad und dem Bärlauchgeruch im Haar. Man mustert mich mild lächelnd. Am Bahnsteig in Baar stehen zwei Englisch sprechende Männer in Anzügen. Baar, der mir entfernteste Ort der Schweiz, ist mir nun sehr vertraut. In zwei Minuten fährt ein Zug nach Zürich. Nach Zürich hat sie es ein Katzensprung. Ich kauere hinter meinem Fahrrad auf dem Boden. Ich schaue auf die Uhr. Meine ganze Reise hat nur drei Stunden gedauert. Ich gehe durch den Hauptbahnhof und staune. Nie vorher war ich in einer Stadt. Ich kannte nur Sihlbrugg.

Ein Foto von der Fahrt durch den Wald. Die roten Punkte markieren die Stellen, an denen ich mich umdrehte und die Geräusche der Natur hörte.

/ but we still have fun.» Irgendwas war nicht, wie es sollte. Die Mädchen schienen busy. Doch keine Kundschaft. Sie kamen und gingen. Die lilafarbenen Wände schienen organisch, schienen sie launig-gelangweilt zu schlucken und auszuspucken. Zwei Ukrainerinnen scherzten miteinander neben dem Zigarettenautomaten. Aber keine kam zu uns. Auch zu den anderen Männer gingen sie nicht. Als ich Kippen rauslassen musste, fasste mir eine taff in den Schritt. «He!» «Du willst es doch, du willst es doch, Schazzi, du brauchst es! Ich scheeene Frau. Dir guud machen. Massaaaach und Seex, oral, anal.» «Das Gebäude ist über hundert Jahre alt. Stell dir vor, was hier drin schon alles passiert ist. Entworfen hat es annodazumal der Architekt Jacques Gros, der Basler, der auch das Dolder gebaut hat.» Ich liess Friedl reden. Die Szenen waren wie Deadlines. Sausten nur so an mir vorbei. Irgendwann entdeckte ich die Separees. «Das ist nix für dich!», deutet Friedl meinen Blick. «320.- aufwärts. Allein für ne Pulle Nuttendiesel und – wenn du Glück hast – ein paar Tanzeinlagen», mischte sich einer ein, der verschrumpelt wie ein Sauriervogel am Tresen hockte. Dazu fuchtelte er seinen Gehstock aus dunklem Holz, das am Griff vergoldet war, herum.

Nun ja. Ich fragte die Rumänin, ob ich mal kurz telefonieren könne. Sie meinte, ich solle in Ruhe noch ein Bier trinken. Es sei noch nicht an der Zeit zu gehen. «Du maaagsd dich guuud, hier!» Der sinistre Tom Wolfe-Verschnitt war verschwunden. Sowieso kämen nicht mehr viele Gäste, seit 2009 die Westumfahrung eröffnet hätte. Schlecht fürs Geschäft. «Layno!», pflichtete ihr die Ukrainerin bei, die sich von ihrer Gespanin und dem Zigiautomaten gelöst und sich an der Bar eingefunden hatte. Friedl huschte mit einem dominikanischen Mädchen ins Separee. «Das steht unter Schutz hier, kann man nicht einfach abreißen. Im März vor einem Jahr kam das Hüsl für 370'000 Stutz unter den Hammer. Neufeld Immobilien. Erst hiess es, sie wollen ein Restaurant machen, nun soll es als Kit-Cat-Club wiedereröffnen. Mit Tänzerinnen, aber ohne Sex», erklärte der Sauriervogel. «Und das heute? Was ist das? Austrinke-?» «Die ist schon länger her», krächzte die Echse lachend wie ein Zweitaktmotor, der nicht anspringen will. «Haste was zum runterkommen?», wandte ich mich an die Rumänin, die selig abwesend schien. «Mund auf, Augen zu», flüsterte die Ukrainerin, ihre Lippen streiften meine Ohrmuschel.

Nun ja. Ein Wanderzirkus brach durch die Tür. Ein Zwerg begann Barhocker zu verschlucken, bis keiner mehr stand. Eine Riesin schnitt sich den Bauch auf und schmierte mit ihrem Blut Kit-Cat-Club an die Wand, die sie sich innert Sekunden vollständig einverliebte. Die Ukrainerin verschwand mit dem Koch, der sich seit meinem Eintritt nicht gerührt zu haben schien. Ich versuchte die Lider zu schliessen, sie waren blockiert. Kurz darauf begannen sie unkontrolliert zu flirren. Der David da, der David zwischen den Spiegeln starrte mich an. Steinern. War er der Weissanzug-tyt? Er wächst, fällt runter, bricht. Augen stellten Entwürfe in Frage. Friedl kam zurück, die Dominikanerin trotzelt auf allen Vieren gehalsbandet und angeleint friedlich hinterher. Der Echsenvogel klopfte auf Wiedersehen unter den Tresen, mit verstohlener Feierlichkeit. Sausen zwischen den Ohrmuscheln. Finsteres Dämmern. «Titty Twister», ihre Nippel waren blau wie Alkoholvergiftung. «Massaaaach, Seex, oral, anal. Du gommen. Dir gut tun.» Haut schälte sich in Streifen ab. «We are plastic / but we still have fun». Körper schmürzeln wie Spielzeug ineinander. Bleiben kleben. Ein seliger Morgenakord kippt die Nacht aus. Spülwasser, Kotze, Kippenstummel, schales Bier, verflüchtigter Schnaps, und diese Pillen. Ja. Ja. Jaaa! Diese Pillen.

Nun ja. Ich erwachte nackt und an einen Heizkörper gekettet. Aus einer Ecke vis à vis beäugte mich eine Katze, bis sie das Interesse verlor und ging. Ansonsten schien das Haus verlassen.

Herrenrecht

von Esther Becker

Ein Foto von der Fahrt durch den Wald.

Man stelle sich vor, wie sie sich nachts aus dem Haus schleicht. Beziehungsweise vom Hof, ihre Eltern sind Bauern. Sie schliesst leise die Kammertür, um niemanden zu wecken, vielleicht teilt sie sich ihr Zimmer mit Geschwistern, vielleicht mit zwei Schwestern. Man stelle sich vor, wie sie barfuss, auf Zehenspitzen die Treppen hinunter läuft, den knarrenden Stellen ausweicht, (sie kennt die Tücken dieser Wendeltreppe sehr gut) sofort innehält, sollte sie versehentlich doch eine erwischt haben. Man stelle sich vor, wie sie dann vollkommen bewegungslos mit angehaltenem Atem stehen bleibt, nachhorcht, ob sich etwas im Haus regt, jemand durch das Knarzen aufgewacht ist.

Vielleicht doch eine erwischt haben. Man stelle sich vor, wenn sie sich in Richtung Wald aufmacht. (Wie ihr Nachtgewand aussieht? Ein langes, sackartiges weiss-beiges Baumwollkleid vielleicht, wie in den tschechischen Märchenverfilmungen, die an den Weihnachtsfeiertagen auf den öffentlich rechtlichen Fernsehsendern laufen?) Vielleicht trägt sie auch eine Kerze in der einen Hand und hält mit der anderen den Saum ihres Kleides fest, zieht ihn ein wenig nach oben, damit er nicht über den dreckigen Waldboden schleift, und sich wohlmöglich kleine Äste oder Laubblätter darin verfangen. Vielleicht hat es auch geregnet, und sie muss ihr Nachthemd höher rafften und einen grossen Bogen um die matschigen Pfützen machen, um jegliche Berührung des hellen Stoffes mit der schlammigen Erde zu vermeiden. Es darf am nächsten Morgen, wenn sie bei Sonnenaufgang vom Krähen des Gockels geweckt werden wird, die grobe Wolldecke wegschlagen und sich hinter ihren Schwestern bei der Waschküssel anstellen wird (die Schwestern sind immer schneller auf als sie) nichts an ihren nächtlichen Ausflug erinnern, es müssen jegliche Spuren ihrer Treffen mit dem Burgherrn im Wald, bei den drei Buchen, beseitigt sein. Das stelle man sich vor.

Dann stelle man sich ihren Schrecken vor, wenn sie entdeckt, dass ihre Monatsblutung ausbleibt und ihr Bauch

Ein Foto von der Fahrt durch den Wald. Die roten Punkte markieren die Stellen, an denen ich mich umdrehte und die Geräusche der Natur hörte.

Da sitzen wir. Im Wildparkrestaurant. Die Mütter, die Kinder, die Alten und ich. Über uns, als würden sie sich gegenseitig totstarren, hängen sich an den Wandleisten der Fensterfronten die Tierschädel gegenüber. In regelmäßigen Abständen hängen die Geweihe, jeweils ein Hirsch und ein gämsenartiges Tier, über den grossen Fenstern. Der Regen trifft auf die schwarzen Vogelsilhouetten, die an den Scheiben kleben. Zwischen dem losen Schwarm in grossen Lettern: Ich bin auch ein Bankettsaal. Zwei junge Mütter unterhalten sich über eine gemeinsame Bekannte, die bald standesamtlich heiraten wird, was die beiden nicht gutheissen. Auf ihrem Tablett eine Flasche Cola, ein Tasse Kaffee, zwei Kiwis. Noch mehr Mütter kommen herein, noch mehr Alte. Die Alten husten und schwatzen, die Mütter schwatzen und füttern.

Ein Foto von der Fahrt durch den Wald. Die roten Punkte markieren die Stellen, an denen ich mich umdrehte und die Geräusche der Natur hörte.

In der Zürcher Sage vom leuchtenden Hirschen, erscheint den Töchtern von König Ludwig dem Deutschen, seines Zeichens Enkel von Karl dem Grossen, ein Hirsch. Den Töchtern von König Ludwig dem Deutschen, Prinzessin Hildegard und Prinzessin Berta, die die Einsamkeit der Albisburg lieben, und diese nur verlassen, um in einer Kapelle zwischen Limmat und See Andacht zu halten, erscheint ein Hirsch.

Ein leuchtender Hirsch.

Ein schneeweisser Hirsch, der brennende Kerzen auf dem Geweih trägt, um ihnen Geleit durch den Sihlwald zu geben. Ein Albinohirsch, der brennende Kerzen auf dem Geweih trägt, weist den Königstöchtern Hildegard und Berta den Pfad durch den düsteren Forst, wartet an der Limmat, bis sie ihr Gebet verrichtet haben.

Drei Mal ist er erschienen, hat ihnen den Pfad durch den düsteren Forst gewiesen und kniend an der Limmat gewartet, bis sie ihr Gebet verrichtet haben. An diesem Platz an der Limmat, wo der Albinohirsch, der brennende Kerzen auf dem Geweih trägt, kniend gewartet hat, wollen die Königstöchter ein Gotteshaus samt Klosterkonvent erbauen.

Ihr Vater, König Ludwig der Deutsche, ist wegen begeistert, ihm ist kein leuchtender Albinohirsch erschienen und er findet den Platz denkbar ungünstig, um ein Gotteshaus samt Klosterkonvent zu erbauen.

Doch die Königstöchter lassen sich davon, dass ihr Vater, König Ludwig der Deutsche, den Platz denkbar ungünstig findet, nicht komplett umstimmen, allerdings doch leicht irritieren und sie beten um Erleuchtung.

Sie beten um Erleuchtung, ob sie nun ein Gotteshaus samt Klosterkonvent an diesem Platz, wo der leuchtende Hirsch kniend gewartet hat, erbauen sollen, oder nicht, und als Antwort fällt ein grünes Seil vom Himmel.

unaufhörlich wächst. Diese Spur ist nicht zu beseitigen, auch nicht mit Hilfe von heissen Stricknadeln und Kräutertinkturen, diese Spur lebt weiter und breitet sich immer mehr in ihr aus, bald wird sie sich nicht mehr unter den Kleiderfalten verstecken lassen. Die Schwestern gucken schon komisch, beobachten sie, wenn sie sich über die Waschküssel beugt.

Der Burgherr interessiert sich wenig für die Probleme des minderjährigen Bauernmädchens, was haben sie mit ihm zu tun? Er hat nicht vor, sie zur Burgherrin zu machen. Es wäre früher oder später sowieso sein Herrenrecht gewesen, die Tochter eines Leibeigenen zu entjungfern, Jus primae Noctis. Das Einzige, was ihn wurmt bei der ganzen Sache: Jetzt muss er sich eine Andere suchen. Sie ist zu dick, um sich weiterhin mit ihr zu vergnügen.

Dick und hartnäckig. Oder sehr schwer von Begriff. Sie wagt es sogar, einmal vor seinem Burgtor aufzutauchen. Da bleibt ihm nichts anderes übrig, als die Hunde auf sie zu hetzen, damit sie endlich Ruhe gibt.

Ein Foto von der Fahrt durch den Wald. Die roten Punkte markieren die Stellen, an denen ich mich umdrehte und die Geräusche der Natur hörte.

Man stelle sich vor, wie sie zum Weiber bei den drei Buchen geht. Wie sie ja Ruhe geben will, ewige Ruhe, doch ist es nicht so einfach, den Überlebenswillen des Körpers zu überlisten. Die Arme wollen um sich schlagen, die Beine padeln, der Kopf auftauchen. Ihr Körper will nicht untergehen! Ermüdet vom langen Kampf, gibt sich ihr Selbsterhaltungstrieb irgendwann geschlagen. Ein paar Tage später wird sie gefunden, wie sie aufgedunsen und bläulich schimmernd, mit kleinen Ästen und Laubblättern im nassen Haar, die aufgerissenen Augen starr und leer, zurück ans Ufer unter den drei Buchen gespült wurde. Die Schwestern hatten es ja geahnt. Die Eltern sind zutiefest beschämt und verärgert (sie haben sie schliesslich als gute Christin erzogen) und verscharren sie an Ort und Stelle in der ungeweihten Erde. Es wird kein Begräbnis geben, nicht für so eine verfluchte Selbstmörderin.

Ein Foto von der Fahrt durch den Wald. Die roten Punkte markieren die Stellen, an denen ich mich umdrehte und die Geräusche der Natur hörte.

Alle tragen Tablets und Funktionsjacken. Die Mütter haben Rucksäcke bei sich, Regenschirme und Kinderwagen, auf ihren Köpfen: Pferdeschwänze, Mützen, freche Kurzhaarschnitte, Mèches. Die Alten tragen Kapps und Brillen. Es regnet ununterbrochen, der Lärmpegel steigt. Die Alten öffnen geräuschvoll die Plastikverpackung ihrer Butterbrezeln, dazu das Öffnen von Cola Petflaschen, das Öffnen von Wasser Petflaschen, das Öffnen von Apfelschorle und Ramseier Apfelmost. Das Öffnen von Rahmdöschchen ist zu hören, gefolgt vom Umrühren in den Kaffeetassen. Das Klappern von Kuchengabeln auf den Porzellantellern, das Spucken vom Milchschaum der Kaffeemaschine. Das englische Abstellen von den Plastiktablets auf den Holztisch, das Rascheln der Tageszeitungen. Ab und zu das Weinen eines Babys. Und das Umblättern von Seiten in einem Buch.

Ein Foto von der Fahrt durch den Wald. Die roten Punkte markieren die Stellen, an denen ich mich umdrehte und die Geräusche der Natur hörte.

Ein grünes Seil fällt vom Himmel und legt sich auf den Platz und zeigt mit seiner Schlinge den Umriss des Kirchenbaus an. Das ist nun auch dem Vater Beweis genug, dass dieser Platz an der Limmat, wo der Albinohirsch, der brennende Kerzen auf dem Geweih trägt, kniend gewartet hat, bis die Königstöchter ihr Gebet verrichtet haben, mehr als günstig ist, um ein Gotteshaus samt Klosterkonvent zu erbauen und er gründet das Frauenmünster.

Ludwig der Deutsche, Enkel von Karl dem Grossen, Vater von Hildegard und Berta gründet das Fraumünster, ein fürstliches Damenstift. Dem fürstlichen Damenstift steht zunächst Prinzessin Hildegard als Äbtissin vor, später Prinzessin Berta, als ihre Nachfolgerin. Hildegard und Berta, Töchter von Ludwig dem Deutschen, Urenkelinnen von Karl dem Grossen, denen drei Mal ein Albinohirsch, der brennende Kerzen auf dem Geweih trägt, erschienen war, und sein Knien die Stelle zeigte, wo sie das Gotteshaus erbauen sollten. Karl dem Grossen soll bereits Ähnliches widerfahren sein, ihm soll ebenfalls ein kniender Albino-hirsch die Stelle gezeigt haben, wo er ein Gotteshaus erbauen sollte, das Grossmünster.

Ob Karl der Grosse auch um Erleuchtung gebetet haben soll, um die Bestätigung in Form eines grünen Seils, das vom Himmel fiel, zu erhalten, ist nicht bekannt. Vielleicht hatte Karl der Grosse mehr Vertrauen in den Albinohirsch? Er hatte allerdings auch keinen misstrauischen Vater, dem selbst kein Albinohirsch erschienen war, und ihn zum Gebet um Erleuchtung ermutigt, vielleicht sogar genötigt haben könnte. Auch über die Tatsache, ob der Albinohirsch im Traum vom Karl dem Grossen brennende Kerzen auf dem Geweih getragen haben soll, ist nichts bekannt.

Ebenso wenig, ob das grüne Seil bis zur Reformation über dem Hochaltar des Fraumünsters hing, oder ob das vier bis fünf Klaffer lange Seil zusammen mit ähnlichen Dingen in einem Sarg aufbewahrt wurde und nach Entweihung der Reliquien dem Bürgermeister Diethelm Röüst als Glockenzug diene.

Karl, der Orangenkönig von Patric Marino

Frau Lüthi setzt sich auf den Brunnenrand und schält Orangen, gleich wie Karl der Grosse vor 1200 Jahren auf seinem Feldzug durchs Sihltal. Sie arbeitet mit den vertrauten Handgriffen einer sizilianischen Bäuerin, die ihr Leben lang Orangen geschält hat. Karl der Grosse schnitt sich beim Schälen in den Daumen und reinigte seine blutende Wunde an diesem Brunnen in Leimbach. Frau Lüthi reicht mir eine Hälfte der Orange. Karls Blut tropfte auf die Orange und der Saft in die Wunde, es muss höllisch gebrannt haben, Karl fluchte und spuckte die Orangenkerne weit aus. Aus ihnen wuchsen die Bäume, unter denen wir sitzen. Es sind Blutorangen.

«Dies ist der älteste Orangenbaum der Schweiz», sagt Frau Lüthi und stemmt die Arme in die Hüften. Der Baumdinosaurier ist mit Seilen angebunden, als könnte er weglaufen oder gestohlen werden. Um Karls Orangenbaum scharen sich dreissig weitere Bäume, das Heer von Karl dem Grossen. «Vor fünfzig Jahren sind es noch viel mehr gewesen», erinnert sich Herr Lüthi, «das Sihltal war voller wilder Orangenbäume, doch da diese keine Früchte trugen, erkannten die Leute sie nicht.» Viele Bäume wurden gefällt, um die Strasse und die Eisenbahnlinie im Sihltal auszubauen, andere verkümmerten im Schatten der Hochhäuser. Im Garten der Lüthis blühen die letzten und ältesten Bäume, und im dunklen Laub glühen die Orangen.

Karl der Grosse brachte die Bitterorange im achten Jahrhundert von seinen Feldzügen in den Osten mit nach Europa und verbreitete sie in Frankreich, Spanien, Italien – und im Sihltal. Die Orangen schmeckten damals so bitter wie heute ihre Schale, doch Karl liebte sie, er ass jeden Morgen eine Orange und pflegte sich mit Orangenblütenwasser zu parfümieren. Auch im Garten der Lüthis riecht es betörend nach den weissen Blüten und reifen Orangen.

Frau Lüthi, Karl der Grosse, der Orangenkönig und die Orangenbäume im Sihltal.

Langnau hat noch eine Post und Werner Zuber wohnt gleich daneben. Dass sich das ändert, danach sieht es nicht aus. Langnau geht es gut. Langnau am Albis wächst. «73 Leute mehr, das ist bereits ein Prozent Zuwachs», sagt Werni.

In den Schrebergärten nach dem Dorfausgang stehen blaue Plastiktonnen, aufgeschnittene Fässer statt Blumentöpfe. Ein lottriger, selbstgezimmerter Zaun umgibt den sorgsam gepflegten Garten. Einer von fünf. Mehr Hütten, denn normierte Gartenhäuser. Der ältere Mann, dem ich «Entschuldigung! Grüezi!» zurufe, legt das Unkraut zur Seite und streckt mir die Hand entgegen. Von der Adria sei er, sagt er und schüttelt den Kopf: Nein, er könne nichts sagen zum Sihltal und: «Kalte Hände haben Sie.» Auf dem Pfosten des improvisierten Gartentors steht: «Diebstahl wird der Poltzei gemeldet!» Mit weisser Farbe und von Hand geschrieben. Mehr Bienen habe es, seit es die Umfahrung gebe. Und das Gras sei wieder grüner. Aber ansonsten, nein, er wisse nichts.

Ein «Portrait» aus dem Sihltal soll ich schreiben, stand in der Email. Mit der SZU, der roten Bahn, will ich bis Sihlwald, aber der Zugführer warnt in Langnau-Gattikon vor der Endstation: «Während einer Stunde keine Rückfahrt-möglichkeit aus Sihlwald!» Ich steige aus und finde mich in Langnau am Albis wieder: Wald, Sihl, Bahnhof, Sihltalstrasse und das Dorf beginnend mit dem Hotel Restaurant Bahnhof. So hier die Anordnung.

«Unten das Unterdorf», sagt Urs Knus, der eine Stange bestellt hat und den ich nach meinem Tagesteller, Lammgigot mit Bohnen und Kartoffelauflauf, anspreche, «und oben das Oberdorf». Getrennt, fast wie früher, sagt er, oben reich und unten arm. Als seine Tochter noch zur Schule gegangen sei, da hätte es im oberen Schulhaus keinen einzigen Ausländer gegeben. Im Jahr 2000. «Jetzt hends es aber durmischt.» Oben die Einfamilienhäuschen und unten an der Strasse die Ausländer, die beiden Häuser der Gemeinde für die Asylbewerber. Die Strasse – die Sihltalstrasse.

Urs ist gewähltes Mitglied der Sozialbehörde und in der SVP. SVP und Sozialbehörde – er lacht, die Augen munter zusammengekniffen. Und er habe die Rollen getauscht mit seiner Frau, sagt er und legt die Zürichsee-Zeitung zur Seite. Er sei Hausmann.

Die Terrasse, auf der wir sitzen, ist in Plexiglas gehüllt; eine Wand gegen die Sihltalstrasse, ein Dach gegen den Himmel, beides eigentlich grau und trüb. Hier drinnen sieht man davon nichts: Russ und das Wetter haben das Plexiglas gelblich verfärbt. «Das war früher schöner», sagt Urs, er zeigt auf die Plexiglaswand und «dahinter» – er meint die Sihlstrasse, dann den Bahnhofsvorplatz – «darüber wird im Juli abgestimmt.» Auf den Tischen liegen grüne Plastikstichtücher. Ein ordentlicheres Dorfbild soll es geben. Ein ordentlicheres erstes Bild von Langnau sollen sich die Durchfahrenden machen können.

Die Sonne drückt durch die Wolken und erhöht auf der Treibhaus-Terrasse die Temperaturen, fast wie es das Plakat am Bahnhofsgebäude für Mallorca versprochen hat, fast ein Klima, wie es das «Solarium Caribbean» daneben anpreist.

Bei den Schrebergärten, da, da sollte man noch etwas tun, da könnte man das Dorfbild verschönern. In den 80er-Jahren ist Urs aus Wollishofen nach Langnau gezogen. «Jeder verändert sich, sage ich immer, jeder verändert sich.» Aber sein Herz, das sei in der Stadt geblieben. Ja, die Rote Fabrik, die würde er immer noch unterstützen.

Töpfe mit Blumen stehen auf den Simsen – Plastikblumen würde man denken, aber es sind echte, wie auch das Restaurant im Innern nur zur Hälfte ein Spunten ist und ansonsten eines mit weinroten Tischtüchern und schwarzen Stoffservietten auf den Tischen. Ich bestelle einen Espresso. «Ein Express?», fragt die Kellnerin, ruft sie in die Küche, bringt mir die Gerantin. Urs nimmt einen Schluck seines Biers. Mit dem Werner Zuber müsstest du reden, sagt er, der könnte dir viel erzählen über das Sihltal.

Es ist kalt und grau im Sihltal. In Langnau am Albis. Die Leute vor der Post steigen in ihre Autos, laufen mir davon. Leider nein. Keine Zeit. Sie wollen sich nichts fragen lassen. Auch die Kioskfrau sagt nein, als ich sie um ein

Frau Lüthi lacht und sagt: «Es kommt vor, dass ich umkippe, wenn ich zu lange zwischen den blühenden Bäumen jäte, aber die Erde ist weich und warm, und am Abend kommt mein Mann mich suchen.»

Frau und Herr Lüthi pflegen Karls Orangenbäume seit über vierzig Jahren. Die Arbeit bestehe vor allem aus Zurückschneiden, sagt Herr Lüthi, die Bäume hörten nicht auf zu wachsen und hätten bisher jeden Winter im Freien überlebt. Die Orangen werden nicht gespritzt und alle von Hand gepflückt und verarbeitet. Bis vor fünf Jahren mussten die Lüthis ihre Orangen wegen der vielen Schadstoffe und Abgase mit Seife waschen, um die Schale verwenden zu können. Seit die Autokolonnen aus dem Sihltal verschwunden sind, reibe sie die Orangen wieder direkt vom Baum über den Kuchen, erzählt Frau Lüthi. Sie bäckt für ihren kleinen Laden Kuchen und Kekse, macht Konfitüre und Kanditen, und wenn sie mit Pflücken und Essen nicht nachkommt, verkauft sie frischgepressten Orangensaft.

Auf den Radiatoren in der Küche liegen Kuchengitter und darauf Orangenschalen zum Trocknen. Herr Lüthi macht Orangenlikör. Die getrockneten Schalen legt er für zwei Wochen in Alkohol ein, mischt ihn mit Zuckerwasser, und fertig ist der Schnaps. Je länger der Orangenlikör ruht, desto dunkler und stärker wird er. Wir trinken einen trüben, dreijährigen Likör, Herr Lüthi nennt ihn «Charlemagne». «Vor zehn Jahren kam der Obergärtner der Orangerie de Versailles und wollte unsere Orangenbäume kaufen», erzählt er. «Ich habe ihn wieder heimgeschickt. Womit hätte ich dann meinen Schnaps gemacht?». Frau Lüthi trägt einen Ricotta-Orangen-Kuchen auf und reibt etwas Orangenschale über die Schlagsahne. Karl, der Orangenkönig, hätte den Kuchen geliebt.

Frau Lüthi, Karl der Grosse, der Orangenkönig und die Orangenbäume im Sihltal.

Gespräch bitte. Über die Zeitungen hinweg hält sie mir eine Hand voll Kaugummipäckchen entgegen; das ganze Inventar müsse sie heute noch machen. Wieder unterquere ich die Sihlstrasse durch die mit Fischen ausgemalte Unterführung. Im Hotel Restaurant Bahnhof sitzen zwei neue Männer am äusseren Stammtisch. Die Stühle weit vom Tisch gerückt, dass ihre Bäuche bequem Platz haben. Ich sehe sie von der Strasse, durch einen Spalt im weissen Plastikvorhang, ob vielleicht sie mir ein bisschen vom Sihltal erzählen könnten, frage ich. Der eine zieht die Augen ein, nickt zu den Worten des Kollegen. «Egal was. Einfach wie es so ist, hier zu leben.» Diesmal lasse ich nicht locker. Wir könnten es ja mal versuchen, sage ich, setzte mich dazu und bestelle auch ein Bier. Ok, sagen sie, und dass sie bei der Post arbeitet hätten. Der Sihlpost – «jetzt hämmer sie zue gmacht» – und der Bund, der bässe hier in «Gattikä», sie zeigen auf das andere Flussufer, eine Siedlung, eine Genossenschaft, dort würden sie wohnen. Gattikon am Hügel zwischen Thalwil und dem Sihltal. Roland trägt eine schwarze Brille mit breitem sportlichem Titanrahmen. «Mir sind eigentlich fremdi Fötzel uf bed Siite», sagt er rauchig lachend. Ursprünglich komme er aus dem Toggenburg. Seit 40 Jahren wohne er hier. 61 ist er. Und Willi Sax ist aus dem Bünderland, aus Obersaxen, aber genauso lang in Gattikon und nur wenig älter. «Joo, bisch schnellst Luzern, Zzüri, zRapperswil. Und alles mit em Bus. Hesch de Bus vor de Hütte. Wie sölli säge: Isch sehr guet gläge. Guet erschlosse. Jo. dStüre sind guet.» sagt Roland und Willi nickt nachdenklich und ein bisschen ängstlich. «Jetzt, muesch bstelle», sagt ihm Roland, als die Gerantin auf die Terrasse schaut.

Es gibt zwei Stammtische im Hotel Restaurant Bahnhof. Einen inneren und einen äusseren runden Tisch, auf denen die bezeichnenden Aschenbecher stehen; diese handbeschlagenen Messingteller mit verschnörkeltem Henkel und einem glänzenden Schildchen: Stammtisch.

«Da isch de richtig Maah. Da isch de richtig», sagt Roland. «Du chasch üs rette», fügt Willi an. «Hoi Werni», sagen sie zu dem Mann mit gelbem Haar, unklar ob vergilbtes Weiss oder blond, der in einem grossen grauen Hemd durch den Plastikvorhang auf die Terrasse tritt. «Er will etwas vom Sihltal wissen», zeigen sie auf mich. «Und was genau brauchen Sie?», fragt Werni und setzt sich dazu. «Rote Fabrik: Muss es etwas mit Kultur zu tun haben? Werner Zuber liebt Langnau am Albis, für den Sihltaler hat er seinen ersten bezahlten Artikel geschrieben, weg war er für über 20 Jahre auf anderen Redaktionen und doch immer hier in den Ver-einen aktiv und verwurzelt geblieben. Er bestellt eine Ovo und zündet sich eine Dunhill an, aus einem Päckchen, das in seiner Hemdtasche steckt. Er zitiert Jahreszahlen aus dem Gedächtnis und referiert aus dem Stehgreif über Langnau am Albis, über das viele sagten, es sei das schönere Dorf im Zürcher Sihltal. Schöner als Adliswil. Nein, nein, keine Agglomeration von Zürich, weil es nicht anonym sei, weil man sich hier noch kenne, sich hier noch kümmere. Da sei einer, der sei jetzt vier Wochen nicht mehr hier gewesen, am Stammtisch. Da sind wir jetzt alle unsicher, beginnen uns zu fragen: «Was isch mitem?»

Werner sagt «schätzativ» und Willi und Roland sagen «jo» und «jo, jo», ohne die Lippen zu bewegen, tief aus ihren Bäuchen.

Was Werner hier halt auch so sehr gefalle, sei die Waldvielfalt, der Urwald, auch wenn sie da in Zürich jetzt zu weit gegangen seien, mit den Verboten für die Wege, auf denen man wegen dem Naturschutz teilweise nicht mal mehr Velo fahren dürfe. «Stell dir vor, wir haben einen Wald und keiner darf hinein», witzeln sie, so wie der Spruch: Stell dir vor es ist Krieg und keiner geht hin. «Aber das ist meine Einschätzung: Da haben sie jetzt gemerkt, dass sie zu weit gegangen sind.» Werner ist der Leiter der «Langnauerpost», einer halbjährlichen Publikation über die Geschichte Langnaus. Historische Recherche und alte Fotos eines pensionierten Lehrers – also wenn ich noch Bildmaterial bräuchte: Einfach sagen. Werner erzählt, wie in Langnau die erste grosse Überbauung in der Agglomeration einer Schweizer Stadt erstellt wurde: Die Vita-Siedlung weiter vorne, auf deren Klingeln jetzt alles Namen mit Itsch, Witsch, Watsch, Wutsch stünden, also überhaupt nicht, dass er

Frau Lüthi, Karl der Grosse, der Orangenkönig und die Orangenbäume im Sihltal.

etwas gegen Ausländer habe, aber das seien jetzt eher günstige Wohnungen. Als der Koch und Pächter die Runde macht, schütteln ihm alle die Hände: «Salut Ali.» Ein vierter Mann hat sich zu uns an den Stammtisch gesetzt, zwei andere Männer an ein Tischchen neben an. Alle grüssen sich. Alle kennen sich.

Der 20-Minuten Takt der SZU. Das täusche, sagt Werner, als ich vermute, dass die meisten nach Zürich zur Arbeit fahren. Der Gewerbeverein zählt über 120 Mitglieder. «An Handwerksbetrieben haben wir hier alles, in allen Sparten.»

1853 wurde der Bau der Strasse ins Sihltal vom Zürcher Stadtrat genehmigt. Der junge Forstmeister hatte lange geweibelt, wollte, dass das Flüssen der Baumstämme nach Zürich ein Ende nehme. 2009 donnerten hier täglich gleich viele Autos und Lastwagen durch, wie durch den Gotthardtunnel, sagt Walter. Ob sich denn Langnau nun verändert habe, seit der Eröffnung der Umfahrung, frage ich. Er finde, es sei schöner geworden, sagt er. «Kürzlich stand ich um halb sechs am Abend unten an der Strasse», erzählt er Roland und Willi, «ich wollte rüber zum Kiosk Zigaretten kaufen, schaute hoch und runter: Kein einziges Auto. Vor fünf Jahren hätte man da ein Kreuz an die Decke gemacht.» «Jo, jo», sagen Roland und Willi. «Es sind eifach viel weniger Autos. Das isch scho besser worde.»

Frau Lüthi, Karl der Grosse, der Orangenkönig und die Orangenbäume im Sihltal.

Das Leben stellt einen immer wieder vor neue Herausforderungen. Ohne die richtige Musik – so ist das zumindest in meinem Fall – sind diese nicht zu meistern. Nur bringt das stets eine zusätzliche Herausforderung mit sich: die passende Musik zu finden. So stehe ich an einem Donnerstagabend im Mai unschlüssig vor meiner Tonträgersammlung. Die Aufgabe: Finde den richtigen Soundtrack für einen Ausflug ins Epizentrum der Ungastlichkeit. Ein Ort, irgendwo zwischen «Twin Peaks» und «From Dusk Till Dawn»: Sihlbrugg. Die Auswahl entsteht schlussendlich durch eine knallharte Intuitionsstrategie. Reingreifen und los. Als ich schliesslich den Motor starte, liegen auf dem Beifahrersitz «Piano Solo» von Gonzalez, «The Milk-Eyes Mender» von Joanna Newsom, «12 Golden Country Greats» von Ween, «I’m Wide Awake It’s Morning» von Bright Eyes, «Raw Life» von Opus Akoben und «Rolle mit HipHop» von Afrob. Nur bei einem dieser Tonträger kann ich die Wahl genau begründen: Den deutschen Rapper Afrob sah ich einst auf der Bühne des Galvanik in Zug – genauso wie MC Lyte, Jeru da Damaja, Das EFX und andere HipHop-Heroen, die sich auf der Bühne oft als lustlos oder als stolz, nicht mehr in der Lage zu sein, eine gute Performance bieten zu können, präsentierten. Damals, vor Urzeiten, während der HipHop-Jugend. Irgendjemand fand sich immer, der schon Autofahren konnte und uns durchs Sihltal fuhr.

Trotzdem erhält Newsom den Vorzug und begleitet die halbstündige Fahrt ins Sihltal. Ich werde bereits erwartet – oder würde erwartet. Gegen halb neun hatte das Handy geklingt. Eine Dame am anderen Ende meldete sich mit «Frau Röllin vom Motel in Sihlbrugg». Ob ich es tatsächlich ernst meine mit meiner Reservation und wann ich denn gedenke einzutreffen. Es sei eben bald niemand mehr da. Als ich sage, dass ich plane eine Dreiviertelstunde später einzutreffen, quittiert man das immerhin mit einer gewissen Erleichterung. Der Schlüssel sei in einem Schlüsselkasten hinterlegt, der Code laute 3000, mir sei Zimmer 5 zugedacht. Adieu. Es schwang Ungehduld und Verzunderung mit in ihren Worten. Ihre Gäste scheinen für gewöhnlich früher einzutreffen Ich falle bereits jetzt, vor meinem Eintreffen, aus dem Konzept.

Fahrt durch die Nacht. Der Sihl entlang, mal sichtbar, mal hinter Betonbauten, mal hinter Bäumen verborgen. Auf der Strasse, die vor noch nicht allzu langer Zeit alle nach Luzern brachte, nach Engelberg, nach Baar, nach Zug – und die jetzt irgendwie weitgehend obsolet geworden ist. Nur noch selten verirrt man sich auf diese berühmte Raserstrecke, auf der man eigentlich angehalten ist 60 oder maximal 80 Stundenkilometer zu fahren. Immer wieder kommt sie einem vor wie eine Tankstellenstafette. Leimbach. Adliswil. Langnau am Albis. Gattikon. Wald. Sihlbrugg-Station. Ein kurzer Blick auf das Waldhübsl rechter Hand. Wieder Wald. Ein erster Kreisel, umgeben von Industrie, von Autohäusern und Gastronomie. Auch hier: eine unwirtliche Tankstellenstafette. Cadillac im künstlichen Licht des Autohauses Iten Autos. Benzin von Shell, Benzin von Migrol, Benzin von Shell. Hundertfünfzig Meter weiter, linker Hand das Motelschild. Ich biege in den zweiten Kreisel beim McDonald’s ein, drehe eine Runde, bei Möbel Gallati vorbei, denn rechts die Einfahrt hoch. Oben fahre ich in einen Hof ein und parke vor der Tür mit der Nummer 5. Ich zähle neun andere Autos. Hinter einem Minivan mit polnischem Kennzeichen sitzen zwei Männer in T-Shirts vor ihrem Zimmer und trinken Bier. Es ist 21:54 Uhr. Ich bin am Ziel.

Die Schlüsselauslösung klappt. Zimmer Nr. 5 ist ein Doppelzimmer, Kostenpunkt 170 Franken. Leider wollte mich niemand begleiten. Der Reiz einer Nacht in diesem schicken Motel, dieses amerikanische Highway Feeling, es scheint sich nicht jedem zu erschliessen. Warum sich dieser Familienbetrieb auch nach der Eröffnung der Säuliamt-Autobahn und dem Tod der Transitstrecke Sihltal diese stollen Preise leisten kann, erschliesst sich mir umso weniger. Die Ausstattung der Zimmer rechtfertigt sie jedenfalls nicht. Anstatt eines Radioweckers ist eine Art Transistorradio an der Wand befestigt, alles wirkt sehr rustikal. Der Charme eines in die Jahre gekommenen 1-Stern-Hotels umgibt einen. An die Türe geheftet die wichtigsten Informationen: «Wir bitten Sie, das Zimmer am Tag der Abreise bis 10:30 Uhr zu räumen. DANKE!» Dazu die Abbildung eines schwarzen Männchens, das vor Dankbarkeit und Liebe – seinen Kopf umschwärmend Herzenchen – auf die Knie sinkt. Die Leselampe über dem gelb-blau bezogenen Bett verzieren kleine Aufkleber von Blüchchen und Schmetterlingen. Zeit das Zimmer wieder zu räumen, Zeit für Sihlbrugg City.

Im McDonald’s auf der anderen Seite des Kreisels bestelle ich einen Crispy Chicken Salad von Starkoch René

«Für mich sind dMensch wichtig», sagt Werner, «weisch.» Und er kommt ins Schwärmen, wie er vom Wine and Dine von letzter Woche erzählt. Australischer Wein. Hier im Hotel Restaurant Bahnhof. Er habe das ins Leben gerufen: «Ä so richtig gemüetlich, d’Lüt vo allne verschiedene Egge und di letschte sind am zwei gange.»

Wieso sie eigentlich von Gattikon für ihr Bier hier rüber kämen, frage ich die anderen beiden. Weil sie gastig seien hier, meint Roland, gastig und man könne noch «normal schnorre, nid so bsoffe, wie susch naimeds.» «Jo, jo», sagt Willi.

«Langnau ladt dich ih», sagt Werner, als ich das Aufnahmegerät ausschalte und das Bierglas für den letzten Schluck kippe. «Bestechig vom Journalist», lacht er. «Nei, das isch klar, das Bier zahled mir.»

Frau Lüthi, Karl der Grosse, der Orangenkönig und die Orangenbäume im Sihltal.

Frau Lüthi, Karl der Grosse, der Orangenkönig und die Orangenbäume im Sihltal.

Frau Lüthi, Karl der Grosse, der Orangenkönig und die Orangenbäume im Sihltal.

Schudel. Einen Salat bei McDonald’s zu bestellen, das macht man auch nur im Sihltal. Er schmeckt denn auch wie dieser Ort hier: Fad, lieblos, unabgestimmt und wunderbar funktional.

Hier in dieser globalen, einheitlich schönen McDonald’s Welt tritt R. Kelly an mich heran. «I am a mountain, I am a river», stellt er sich mir vor. Und weiter: Er sei der tollste Kerl der Welt. Wie würde er wohl hier seine Nacht gestalten?

Die Antwort scheint mir klar: Er würde sich im Dukes, hinter dem Hotel Löwen, auf der anderen Seite der Sihl, ein Rindsfilet auf dem heissen Stein gönnen und dann auf ein paar Drinks ins angrenzende Partylokal Sihl3, wo auch jetzt, im Vorgarten, ein einsamer Blitz zuckt, um zu signalisieren: Hier geht’s ab. Schliesslich ist DJ Restlezz für die Beschallung zuständig.

Ich emanzipiere mich kurz vor dem Eingang von R. Kelly und drehe wieder um. Tote Hose sagt mir mein Kennerblick. Viel mehr tut sich da im Keller des Hotel Löwen. In der That’s Life Bar spielt das Duo Manhattan zum Tanz. Live. Das Publikum: Der kugelbäuchige Wirt, ein dynamisches Pärchen jenseits der 50 und ich. Ich bestelle eine Stange für sieben Franken und versuche das Duo mit meiner Präsenz zusätzlich zu motivieren. Aber die beiden scheinen meine positive Energie gar nicht zu benötigen. Die Hits greifen spielend ineinander, der Discofox erlebt seine grosse Renaissance. «I’ll Be Your Baby Tonight» und «Word’s Don’t Come Easy». So etwas Steifes hat die Welt noch nicht gesehen. In diesen Adern kann unmöglich Blut zirkulieren. Zehn Minuten später trudehn vier weitere Gäste ein und machen es sich gegenüber in einem mit künstlichen Spinnennetzen verzierten Holzseparée gemütlich. Insgesamt ist die Bar eine Mischung aus Stübli, ewiger Halloweenparty, Landbordell und Disco. Jetzt spielt die Band eine ausgefeichste Version von «Alice». Das Pärchen tanzt. Er trägt ein in die Hose gestopftes, weisses Rollkragenshirt, Typ Carlo Thränhardt. Wenn er seine Partnerin herumschwenkt, steht ihm vor Verückdung der Mund offen. Es ist wie in einem Roman von Heinz Strunk. Ich überlege mir, ob es Zeit für ein Wändli ist – ein Drink, der auf der Karte unter «Spirituousen» aufgeführt wird. Stattdessen bestelle ich eine zweite Stange.

00:15 Uhr. Das Duo Manhattan spielt nun «Don’t Be Cruel». Ich brauche frische Luft. Auf der anderen Strassenseite rauscht die Sihl. Nur ein grüner Saum und ein paar Bäume wird ihr hier an natürlichem Umfeld zugestanden. Ich mache mich auf den Weg zurück zum Hotel, vorbei an künstlichem Licht, Gebrauch- und Neuwagen und verlassenen Tankstellen. Genug erlebt.

Ich schlafe schlecht, träume von Spinnen und riesigen Bettwanzen, die über mich krabbeln. Kurz nach sechs werden die ersten Autotüren zugeschlagen, Wagen fahren weg. Ich nicke nochmals ein. Ein lautes, ungeduldiges Klopfen reisst mich aus dem Schlaf. Ein Klopfen, das klingt wie: Ausschlafen, das gibt’s hier nicht! – Ich schaue auf mein Smartphone: Es ist 9:26 Uhr.

Zehn Minuten später stehe ich im Frühstücksraum. Meine Erwartungen an ein reichhaltiges Buffet – irgendwas muss den stolzen Preis von 170 Franken ja rechtfertigen – werden reichhaltig enttäuscht. Da wo ein Buffet sein sollte, liegen ein paar Brötchen, zweierlei Käse, Müeslireste, eine Packung Zuger Vollmilch und etwas Nutella. Man bringt mir eine kleine Schokolade.

Während ich meine Brötchen mampfe, huschen immer wieder mehrere Generationen der Besitzerfamilie vorbei. Die Grossmutter scheint die Oberaufsicht über Zucht, Ordnung und Optik zu haben. Bald widmet sie sich – wie ich durch die Glasfront verfolgen kann – dem Unkraut an der Einfahrt. Eine Vertreterin der jüngeren Generation schickt mir im Vorbeigehen immer mal wieder ein paar zornig-starre Blicke herüber. Sie könnte der Wecktrupp von vorn sein.

Ich koste jeden Moment voll aus – auch wenn einem das hier relativ schwer fällt, da es kaum etwas auszukosten gibt. Doch: die Musik! Ein solcher Ort darf natürlich nicht unbeschalt gelassen werden. Im Radio läuft «Ein Stern» von DJ Ötzi.

Zeit den gestrigen Abend zu rekapitulieren. All die vielen, schönen Erinnerungen. Der exquisite Salat von René Schudel, die architektonischen Eindrücke, das künstliche Licht, die Geschehnisse in der That’s Life Bar. Ob das Duo Manhattan wohl schon wach ist? Oder stehen sie vielleicht immer noch hinter ihren Synthesizern und singen von Liebe und von Alice? Wer weiss. Auf meinem Tisch steht einer dieser Eimerchen für Tischabfälle. So etwas habe ich zuletzt in einem Lagerhaus während der Schulzeit gesehen.

Langnau am Stammtisch von Donat Blum

Leider habe ich ausser der Plastikverpackung meiner kleinen Butter nicht viel zu entsorgen.

Vor der Tür zünde ich mir eine Zigarette an, schaue auf den Verkehr unten auf der Sihltalstrasse: Es ist viel los gerade. Ein Strom von Lastwagen, Minivans und Militärfahrzeugen schlängelt sich um den Kreisel. Alle Anderen sind längst an der Arbeit, müssen irgendwo sein, irgendwas tun. Nur ich koste hier noch die Zeit aus. Hier, wo sonst nie jemand verweilt. Wo niemand zu verweilen hat. Das lässt man mich nun auch aus 20 Metern Distanz spüren. Dort steht die Oberzofe, die mich bereits beim Frühstück mit ihren Blicken gelasert hat.

Sie ist von schwer definierbarem Alter, Typ Junkie-Chick: Unmodische Jeans, schwarzes Top, irre Augen, nervöse Bewegungen. Wahrscheinlich will sie den Reinigungsprozess der Zimmer möglichst schnell abschliessen, um irgendwo ihr dringend benötigtes Heroin zu kaufen. Das gibt's leider nicht hier unten am Kreisel. Und deshalb störe ich. Dass ich es wage die Belegung des Zimmers tatsächlich bis zum Äussersten auszureizen! Immer wieder dirigiert sie auch die anderen beiden Zimmermädchen, treibt diese zur Eile an. Die vier Autos, die nun im Hof stehen, sind wohl die des Personals. Und meines.

Ich schreite den Zimmern entlang und beschau mir den Bau bei Tageslicht. Sieht irgendwie aus wie ein erwachsener Stall mit diesen Holzverkleidungen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Gebäudes sind an der Fassade über den Zimmertüren unzählige Nummernschilder aus aller Welt angebracht.

Bis auf die Strandferien mit meinen Eltern gingen meine Reisen nie weiter als mein Schulweg. Seit dem Kindergarten bewegte ich mich auf dem gleichen Asphalt. Das änderte sich auch mit dem Eintritt in die Oberstufe nicht: Ich hatte die Gymniprofung dreimal nicht bestanden, so gab es für mich nicht einmal die paar aufregenden Stationen mit dem Tram.

Ich war kein Schweizreisen-Kind und meine Ferien waren immer Quartier Plus. Quartier plus Insel, Quartier plus Ozean, Quartier plus Strand. Ich lebte also überwiegend als Quartier-Plus-Kind – Lego fand ich toll, dazu die drei Fragezeichen und TKKG, unser Hund Faijal auf dem Bett neben mir, perfekt.

Schulausflüge jeglicher Art und Distanz waren darum sehr aufregend für mich: Ohne Eltern unterwegs sein, dafür mit Rucksack und Proviant! Wochenlang war ich vorher nervös, hin- und hergerissen zwischen Vorfreude und Angst, mir war unwohl und ich wollte nicht gehen, denn ich war doch ein Quartier-Plus-Kind und mit dieser Art von Reisen gar nicht vertraut.

Ich hatte früh gemerkt, dass ich für diese kleinen Reisen nicht so gut ausgerüstet war, wie der Rest meiner Klasse. Man sah es schon an den Rucksäcken: Die Coolen hatten den Turnsack vom Fussballcorner, die anderen welche mit Dinosauriern und Power Rangern, und manche hatten sogar diese Tramperrucksäcke wie ihre Eltern, einfach in klein. Gefüllt waren alle mit Würsten und Pizzateig für Schlangensbrot, Chips, Gummizeugs, warmem Tee und Passaia. Tolle Dinge.

Der Reisetil meiner Eltern griff also weiter in mein Leben ein, als die Überbrückungs-Bräune von Winter zu Sommer: Ich hatte einen modernen Koffer, aber keinen geeigneten Wanderrucksack; viele Sommerkleider, aber keine zuverlässige Regenjacke. Mein Rucksack und Regenschutz waren aus der Sommerkollektion 1970 – nicht wasserdicht, nicht bequem, grellorange und lottrig. Meine Haare verfangen sich ständig in den Rucksackträgern und das Essen wurde meistens nass.

Während andere Eltern vor Schulreisen extra Listen anfertigten, damit im Migros ja keine der tollen obengenannten Proviänter vergessen gingen, hatten wir nie irgendwelche Listen zu Hause: Einkaufslisten, Ämtlilisten, To-Dolisten, nichts. Im Nachhinein gab es wohl auch nicht vieles, woran man sich hätte erinnern müssen. Erinnerungen sind ohnehin sehr eigen: Meine Mutter zum Beispiel erinnert sich an meine meist improvisiert zusammengestellten Wanderlunches wohl immer noch als ihre grossen Erfolge: Geschälte Möhren, eingepackt in einen kleinen Hundehaufen-Plastiksack; gewaschen aber nicht abgetrocknet, den ganzen Tag im temperierten Möhrenwasser geschwenkt. Dazu Sojawürste, die sich nicht aufspiesen liessen und sehr gesunde Pumpernickelsandwiches, gefüllt mit Essiggurken und Käsebrikett. Zum Dessert eine braun geschlagene Banane. Trotz der Aussicht auf ein rustikales Menü, nasse Kleidung und zerbrochene Wurst, war es für mich das Grösste, mit der ganzen Klasse in den Zug zu steigen und loszureisen.

Aber von Anfang an: Unsere Lehrerin Frau Fahrni war klein, aber doch viel grösser als wir. Sie war sehr streng und bestimmend. Wenn jemand die Grenze ihrer Toleranz übertrat, schrie sie laut «HEI!». Sie hatte kurze Haare und praktische Alltagskleidung. Sie hatte einen Mann, aber keine Kinder und auch keine Tiere.

In ihrem Weiterbildungssemester reiste Frau Fahrni nach Australien zu den Aborigines und dem Ayers Rock, den sie dort Uluru nennen. Als sie nach sechs Monaten wieder zurück war, stand sie zwar wieder vor uns, war jedoch im Geiste noch Downunder und reiste mit uns im Unterricht einfach weiter. Als Geschenk brachte sie uns kleine Qualabären aus Plüsch mit, denen man am Rücken die kleinen Arme aufdrücken konnte, um sie irgendwo anzuklammern; und im Malunterricht übte sie mit uns wie wild den Australischen Pointillismus.

In Frau Fahrnis Unterricht lernten wir Natur. Im Sommer gingen wir in den Schülergarten, setzten Stiefmütterchen, Erdbeeren und Stangenbohnen und einmal jagten wir den grössen Regenwurm, den ich bis heute gesehen habe. Aber vor allem reisten wir immer wieder ins Sihltal in die Sihlwaldschule.

Es ist nun 9:53 Uhr und ich mache immer noch keine Anstalten das Zimmer zu verlassen. Stattdessen stelle ich den Fernseher an, putze ich mir die Zähne und halte das Inventar meiner Luxusunterkunft mit dem iPhone fotografisch fest. Schliesslich will man auch was zu zeigen haben, wenn man nach Hause kommt.

10:26 Uhr. Ich gebe vier Minuten zu früh auf. Das Heroin-Chick hat gewonnen. Ich konnte ihrem Druck nicht standhalten. Beim Auschecken stelle ich der Dame, die mich mit heisser Schokolade versorgt hat, noch ein paar Fragen zum Hotelbetrieb. Früher seien tatsächlich Touristen hier gestrandet, heute seien die meisten Gäste Handwerker, die frühmorgens in den angrenzenden Industriegebieten einen Auftrag gefasst haben. Die Auslastung sei schwankend. «Früher war der Donnerstag meistens der schlechteste Tag». Dass das Hotel an einem Donnerstagabend so gut belegt gewesen sei – ein Schild mit der Aufschrift «Alles besetzt – No Vacancy – Tout au complet – Tutto occupato» hing am Vorabend an der Eingangstür – sei ihr nicht erklärbar.

Ich kaufe ihr ein paar gammelige Postkarten vom Motel ab. 1.60 Fr. pro Stück. Stolzer Preis für Werbematerial, denke ich. «Sie schreiben noch Postkarten?» fragt sie erstaunt. «Meine Kinder schicken mir auch aus den Ferien nur noch WhatsApp-Nachrichten. So ist das halt.»

Als ich den Wagen zurücksetze und der Ausfahrt zusteure, verspüre ich nichts was auch nur annähernd irgendetwas mit Wehmut zu tun haben könnte. Drei Minuten später, auf der anderen Seite der Sihltalstrasse den Hügel hoch, genieße ich einen wunderbaren Ausblick auf den Zugersee und die Berge. Sihlbrugg muss ein Fehler sein.

Erinnerungen an die Sihlwaldschule  
Ein Aufsatz für Frau Fahrni  
von Stella Giger

Die ganze Klasse traf sich beim Schulhaus, manche wurden von einem Elternteil begleitet. Ich nicht; meine Eltern kamen nur zum Elternabend in die Schule, oder um auf dem Pausenplatz lautstark meine Probleme mit anderen Kindern zu beseitigen. In der Reihe gingen wir zur Tramstation; wir mussten Paare bilden und uns die Hände halten, das mochte ich schon damals nicht. Auch Kinder haben kalte schwitzige Hände.

Im Zug sassen die Lauten mit den Lauten und die Stillen sassen mit Frau Fahrni. Sascha hatte immer guten Proviant und er ass die Hälfte davon immer schon während der Hinfahrt im Zug. Das war meine Chance auf einen sauren Apfelring in diesem Halbjahr! Sascha hatte auch immer Jumpys – Jumpys sind tolle Chips in Känguruform. Zum Glück wohnte Sascha gleich neben mir, unsere Nachbarschaft machte sich in vielerlei Hinsicht bezahlt: Ich war so neidisch auf die Chips und Sascha war so neidisch auf meinen Hund. Da konnte man sich arrangieren.

Nach einer gefühlten Stunde stiegen wir jeweils aus und Frau Fahrni musste alle Schüler zusammenscheuchen und zählen. Nie ging jemand verloren. In Zweierkolonnen stapften wir in den Wald. Wir mussten nicht weit, bis wir das Waldschulhaus sehen konnten. Davor stand wie immer die nette Waldfrau und lud uns ins hinein. Während die nette Frau lang und breit erklärte, weshalb wir neben dem Lunch auch Finken hatten mitbringen müssen, nämlich um im Haus bequem rumlaufen zu können, standen wir in voller Montur im Vorraum rum. Es war nicht geheizt und die Luft wurde feucht von unserem Atem. «Jööö Frau Fahrni, schauen Sie, ein Rehli!», rief dann jemand und alle rannten zum ausgestopften Rehkitz und berührten es. Ich fand es blöd, weil alle es toll fanden, und weil es tot war. Es waren allerlei tote Tiere im Raum, wahrscheinlich alle, die es im Wald gab. Wir tranken lauwarmer Tee und streichelten tote Tiere, dann gingen wir in den Wald. Einmal sollten wir Tierspuren suchen und Traumfänger aus Schachtelhalm basteln. Ich war zuerst in der Tierspursuchen-Gruppe. Ich fand nichts. Ich glaube, niemand sah irgendeinen Hinweis auf ein Tier. Nicht einmal Exkremte oder ein Schleim lagen rum. Die nette Waldfrau trommelte uns um einen Baum zusammen. «Schaut, hier ist eine Spur!» Ich konnte sie nicht erkennen. Ein Reh oder ein Hirsch soll hier mit seinen Hufen die Baumrinde abgekratzt haben. «So sprechen die Tiere miteinander.» Ich verstand es nicht. Mir war kalt und ich langweilte mich und ich hatte Angst vor Zecken, obwohl mich meine Mutter am Morgen mit Spray vollgesprüht hatte. Die Frau zeigte uns Spuren von Wildschweinen in einem eingetrockneten Schlammloch.

Nach Ewigkeiten in der Kälte durften wir endlich unsere Rucksäcke öffnen. Meine Vegiwurst fiel wie immer ins Feuer, denn sie liess sich ja nicht aufspiesen und ich musste sie entzwei brechen, um sie der Kürze nach (!) auf den Ast zu stecken. Bei Michelle war es ein ähnliches Problem. Sie hatte immer eine grosse Schnecken-Schweinsbratwurst dabei und musste dafür einen Ast mit Gabelung finden. Beide waren wir hungrig und verzweifelt und gelangweilt von unsern Würsten.

Mit halbrohem, aschepaniertem Tofu im Bauch suchte ich dann nach kleinen hübschen Ästen und dem obligatorischen Schachtelhalm. Wir sollten kleine Stücke daraus schneiden und sie mit Nadel und Faden zu kleinen abstrakten Traumfängern zusammennähen. Diese Arbeit war schrecklich; ich hatte nasse Hände vom Wald und mir war immer noch kalt, so versuchte ich den Halm korrekt zu durchstechen, doch in meinem kreativen Übermut hatte ich viel zu dickes Material zusammen gesucht. Grob brachte ich das schäbige Mobile zuende. Dieses Gefühl während des kreativen Scheiterns, hat sich bis heute nicht geändert. Ich wollte nur noch nachhause und mit Feijal fernsehen. Müde sass ich auf dem kalten Holzboden der Waldschule, mein Werk lag neben mir im Staub. Ich war nicht stolz darauf. Meine Eltern sollten es nie sehen.

Zum Schluss sangen wir das Danke-thank-you-merci-Lied für die nette Waldfrau und liessen den Sihlwald endlich hinter uns.